

# Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 18

Gießen, Freitag den 8. Mai 1914.

6. Jahrgang

## Geburtenrückgang und die Frauen.

In der Zeitschrift Neue Frauenkleidung und Frauenkultur schreibt Frau Else Wirminghaus (Köln): Die Frage des Geburtenrückganges ist in Deutschland die Tagesfrage geworden. Die Tatsache, daß die Zahl der Geburten fortlaufend abgenommen hat — beispielsweise in Berlin von 240,3 auf 1000 Ehefrauen im Jahre 1876 bis auf 90,5 — wird in den regierenden Kreisen mit steigender Unruhe betrachtet. Das „Gespenst der Zukunft“, der allgemeine Bevölkerungsrückgang Deutschland, ist bereits so drohend emporgestiegen, daß die katholischen Kirchenfürsten in ihrem letzten Hirtenbriefe ihre Stimmen warnend, drohend erhoben haben; daß sie Dinge geäußert haben, die zwar allgemein gefaßt sind, die aber an solcher Stelle nur unter dem Eindruck höchster Gefahr ausgesprochen werden konnten.

Und seltsam: während man im Interesse des Staates diese Fragen verhandelt und sich ansieht, mit polizeilichen und gesellschaftlichen Maßnahmen vorzugehen, werden diejenigen, die es doch wohl am nächsten angeht, die Frauen, nicht gefragt. Gewiß, die Frauen werden die Geburtenfrage zunächst nach ihrer persönlichen Erfahrung, nach ihrem eigenen Interesse, nach dem ihrer Kinder und ihrer Familie ins Auge fassen. Das allgemeine Staatsinteresse und zumal das unserer Wehrfähigkeit wird für sie erst in zweiter Linie kommen. Tatsächlich haben denn auch die Frauen, wenn sie zur Frage des Geburtenrückganges Stellung genommen, meist einen wesentlich andern Standpunkt vertreten als die unmittelbaren Vertreter des Staatsinteresses. Frauen können nicht mit der Anschauung des bekannten „Vorkämpfers“ gegen den Geburtenrückgang, Medizinalrats Vornträger, übereinstimmen, wonach nur schwerste Erkrankung der Mutter als Grund für Einschränkung der Geburten gelten könne. Die Frauen wissen nur zu gut, daß in sehr vielen Fällen die Einschränkung der Kinderzahl zurückzuführen ist auf ein gesteigertes Pflichtbewußtsein gegenüber dem Kinde und der Gesamtfamilie. Sie wissen, daß kinderreiche Familien oft doppelt und dreifach die Schwere des Daseins fühlen müssen, daß ihnen im Beruf, in bezug auf ihre Wohnung tausend Steine in den Weg gelegt werden. Die Frauen denken auch daran, daß die kinderreiche Mutter oft durch körperliche Erschöpfung und durch Sorge nicht mehr imstande ist, ihre Aufgaben zu erfüllen, daß sie dann nicht nur sich, sondern die ganze Familie schädigt. Man muß das Buch von Dr. Mensinga, Flensburg, „Hundert Frauenleben“ gelesen haben, um zu wissen, was Mutterelend ist. Die Frauen empfinden es, daß man nicht blindlings nach Steigerung der Geburten rufen darf, solange Tausende von Kindern unterernährt die öffentlichen Schulen besuchen!

Freilich: sieht man, wie unsere Lebenshaltung oberflächlich geworden ist, wie Sensations- und Modesucht alle Kreise durchseucht und dem Familienleben entfremdet, wie zahlreiche Ehepaare aus Bequemlichkeit den Kindersegen verleugnen — dann denkt man nicht an die zahlreichen Tragödien der Mütter, der Kinder und ganzer Familien, die sich im Verborgenen abspielen. Man übersieht dann zu leicht, daß der Geburtenrückgang zwei ganz verschiedenen Ursachen entspringt: einer augenscheinlichen Entartung einerseits und der schwierigen wirtschaftlich-sozialen Lage andererseits. Man

vergibt, daß Polizeimaßregeln und Gesetze gegen den Geburtenrückgang dasselbe bedeuten, wie wenn der Arzt ein Symptom einer Krankheit behandeln würde, ohne den Zustand des ganzen Körpers zu berücksichtigen. Mit einer rein nationalistischen Behandlung der Frage des Geburtenrückganges können wir nie und nimmer vorwärts kommen, sondern nur dadurch, daß wir zu heilen suchen, indem wir in die Tiefe gehen. Denn der Staat möge doch seine Macht nicht verkennen: Niemand wird aus Staatsinteresse mehr Kinder in die Welt setzen, als er mit seinen eigenen Beweggründen — seien sie nun rein egoistischer oder praktischer oder auch ideeller Natur — glaubt vereinigen zu können.

So möge nun der Staat Wege beschreiten, die er beschreiten kann, und hier möge er die Frauen befragen, die Mütter, die den Fortschritt unseres Volkes wollen; die zwar nicht das Ideal des Staatsinteresses in der Höchstzahl der Geburten verwirklicht sehen können, die aber dem Uebel des Geburtenrückganges begegnen wollen durch Zurückführen unseres Volkes zur innern Gesundheit in wirtschaftlicher, generativer und sittlicher Beziehung. Der Staat möge sorgen, daß das Menschenmaterial, das heranwächst, gesünder werde, also nicht nur Säuglingsfürsorge, sondern mehr noch ausgedehnte Pflege der Schuljugend muß er betreiben. Hier wäre sicherlich der Punkt, der die Sterblichkeitsgrenze noch um ein Beträchtliches nach unten verschieben müßte. Es ist durchaus nicht anzunehmen, daß diese untere Grenze schon bald erreicht werden sollte, wie in vielen statistischen Angaben bemerkt wird. Stehen wir doch erst am Anfang einer eigentlichen Wohnungsfürsorge!

Ferner wird der Staat mit äußerster Energie den Kampf gegen den Alkoholismus und gegen die Geschlechtskrankheiten führen müssen, der in gleicher Weise dem Schutze der Mutter wie des Kindes dient. Er wird besonders auch hinzuwirken haben auf eine durchgreifende Kräftigung des Frauengeschlechts, die vielleicht in spätern Jahren noch einmal ihre Erfüllung in einem weiblichen Dienstjahr finden wird. Sollen doch nach neuen Erhebungen in Deutschland 14 bis 20 Prozent der Frauen überhaupt nicht mehr normal, d. h. ohne künstliche Eingriffe gebären können! Der Staat möge die Leistung der Frau in der Mutterschaft als eine Leistung für den Staat anerkennen durch Ausdehnung der Mutterschaftsversicherungen, durch eine gezielte festgesetzte Schonzeit der im Erwerb stehenden Mütter vor und nach der Entbindung, und er unterstütze die Tätigkeit der „Hauspflege“, die den Wöchnerinnen in so hohem Maße zugute kommt.

Vor allem muß der Staat jedoch nach Verbilligung der Lebensbedingungen streben und nach einer Verringerung seiner sozialen Organisation, soweit sie eine bedeutende Herabsetzung des Heiratsalters für den Mann herbeiführen kann. Nicht widerstreben sollte er der Heirat der Berufsfrau. Die Entscheidung darüber, was die neue Mutter leisten kann und wird, darf er nicht selbstbestimmend regeln wollen, sondern muß ihrer eigenen Erfahrung überlassen bleiben. Es muß eine höhere Bewertung der Mutterschaft eintreten, eine moralische Kräftigung der Frauen durch erhöhtes Verantwortlichkeitsgefühl, damit der Staat auf ihre Hilfe rechnen kann in dem Kampf gegen den Geburtenrückgang.

In dem Kampf aber gegen alle die Erscheinungen, welche das Geschlechtsleben vergiften haben — gegen die Schand-

Literatur, gegen defakante Auswüchse der heutigen Frauenmode, gegen die Macht sensationeller Ueberreizung auf vielen Gebieten — ist erst recht die Hilfe der Frauen unentbehrlich. Und so wird es Aufgabe der Frauenbewegung sein, durch eine Versittlichung unserer Lebensbedingungen, durch Rückkehr zur Klarheit und Einfachheit die Freude am Kinde, an einem reinen und gesunden Familienleben von neuem zu erwecken.

## Zur Krise in der deutschen Frauenstimmrechts-Bewegung.

Die Vorbereitungen für den internationalen Frauenstimmrechtskongress, der im Jahre 1915 in Berlin stattfinden wird, sollten, so hofften die „leitenden“ Persönlichkeiten im Deutschen Verband für Frauenstimmrecht, dazu beitragen, daß die Kämpfe um die Stellung der Frauen zum gleichen Wahlrecht etwas in Vergessenheit gerieten. Ueber dies Thema durfte nicht mehr gesprochen werden; die glanzvolle Inszenierung des Kongresses wurde als erste und höchste Pflicht der Organisation proklamiert.

Die künstlich erzeugte Ruhe scheint aber einem Teil der Mitglieder nicht zu gefallen. Während die Anhängerinnen des gleichen Wahlrechts im Deutschen Verband für Frauenstimmrecht — es sind nämlich immer noch einige unter seinen Mitgliedern — sich dem Ruhebedürfnis der Führerinnen unterordneten, arbeitete die „Reformpartei“, das sind die Urheber der ganzen Agitation gegen das gleiche Wahlrecht, im Stillen weiter und erläßt jetzt in der Presse eine Aufforderung zur Beteiligung an einer Konferenz zur Gründung eines „Bundes Deutscher Stimmrechtsvereine“. Sie lautet:

Die Kämpfe, die seit Jahren die deutsche Stimmrechtsbewegung durchziehen und zur Gründung immer neuer Organisationen geführt haben, haben zugleich den Wunsch nach nationaler Geschlossenheit rege gemacht. Am 4. Oktober werden daher Vertreterinnen aller Organisationen in Düsseldorf zu einer Konferenz zusammenkommen, um über die Gründung eines Bundes deutscher Stimmrechtsvereine zu beraten.

Die Konferenz wird von der „Reformpartei“ vorbereitet und berufen. Sie wird von etwa 40 Stimmrechtlerinnen besucht sein. Etwaige Anfragen: Bureau Kaiser, Berlin-Wilmersdorf, Duisburgerstraße 9.

Zweck der ganzen Aktion ist, einen zunächst losen Zusammenschluß der bestehenden Frauenstimmrechtsorganisationen herbeizuführen. Der Hauptwert wird dabei selbstverständlich auf die Mitwirkung der Deutschen Vereinigung für Frauenstimmrecht, der gemäßigten Organisation, gelegt, und man wird ihren Wünschen sicher weit entgegenkommen. Zeitpunkt und Tagungsort der Konferenz sind günstig gewählt. Einmal ist die gemäßigste Stimmrechtsbewegung im Westen überhaupt am stärksten und dann findet in derselben Zeit in Düsseldorf die Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine statt, dessen Wesen so sehr auf Ausgleichung der Gegensätze innerhalb der Frauenbewegung gestellt ist, daß seine gleichzeitige Tagung sicher auf den Verlauf der Konferenz einen im Sinne der Einberufer günstigen Einfluß ausüben wird.

Vielleicht wird sogar mehr erreicht als Maria Tschikowska und ihre Anhängerinnen jetzt annehmen. Besonders wenn der Spaltungsprozess im Deutschen Verband für Frauenstimmrecht weitere Fortschritte macht, ist es nicht ausgeschlossen, daß aus dem losen Zusammenschluß einiger Stimmrechtsverbände eine tatsächliche Verschmelzung der Deutschen Vereinigung und des Deutschen Verbandes für Frauenstimmrecht wird.

Im Interesse der klaren Scheidung von rechts und links wäre diese Entwicklung sehr zu begrüßen, während ein „Bund deutscher Stimmrechtsvereine“ heute nur den Zweck hätte, die bestehenden Gegensätze noch mehr zu verwischen und dadurch für die demokratisch gerichteten Vereine zu einer gewissen Gefahr werden könnte.

## Die Tragödie eines Dienstmädchens.

Am Nürnberger Schwurgericht sollte der Staatsanwalt über ein 22jähriges Dienstmädchen den Stab brechen. Das junge Mädchen war wegen Kindes-tötung und wegen Kindes-raub, den es in Stuttgart begangen, angeklagt. Nachdem die Verhandlung anderthalb Tage gedauert hatte, begann der Staatsanwalt seine Anklagerede mit folgenden Worten: „Vom menschlichen wie psychologischen Standpunkt aus hatte ich in meiner langjährigen Praxis noch nie solch einen tragischen Fall wie diesen. Schon viele hunderte der schwersten Fälle hatte ich von dieser Stelle aus zu vertreten, aber noch nie hat mich ein Fall innerlich so ergriffen, wie dieser.“ Es war wiederum nicht ohne ergreifende Tragik, daß der Staatsanwalt trotz dieser einleitenden Worte in den beiden Punkten der Anklage ein Schuldig beantragen mußte. Die Ange-

klagte wurde im Jahre 1908 in ihrem Geburtsorte Gelm-brechts in Oberfranken von dem damals 33jährigen ledigen Vorfabrikanten und Kaufmann Findeis veranlaßt, auf einen Schützenball zu gehen. Vorher hatte sich der Vorfabrikant vergeblich bemüht, das Mädchen zu verführen. Auf dem Ball machte der Fabrikant das Mädchen mit Champagner betrunken und erreichte auf diese Weise, was er von dem Mädchen wollte. Das Mädchen wurde Mutter. Findeis war so schofel, die Vaterschaft zu bestreiten, er wurde jedoch vom Amtsgericht zur Zahlung der Alimente verurteilt und erkannte später die Vaterschaft an. Findeis zahlte auch die Alimente, ging aber nach Nordamerika, kehrte später wieder zurück, brachte eine Braut mit und heiratete diese. Im Jahre 1912 kehrte der Fabrikant wieder nach Nordamerika zurück, ließ sich dort von seiner Frau scheiden, und tauchte eines Tages zur Ueberraschung des Dienstmädchens im Hause, in dem es in Fürth in Stellung war, auf. Das Mädchen wies Findeis zurück. Dieser ließ jedoch alle Mienen springen, um das junge Mädchen wieder in seine Gewalt zu bringen. Er versprach ihm das Heiraten. Als das Mädchen zum zweiten Male Mutter wurde, zog sich Findeis in gewissenloser Weise zurück. Im Juni 1913 wurde das Mädchen in Fürth von einem Knaben entbunden. Einige Tage nach der Geburt des Kindes wurde dem Mädchen von der Hebamme angedeutet, daß es mit ihrem Kinde im Hause lästig falle. Hierauf nahm die junge Mutter ihr Kind, wollte auf den Bahnhof, um zu den Eltern zu fahren. Beim Verlassen des Hauses überreichte der Briefträger dem Mädchen einen Brief des Bruders, in dem stand, daß die Mutter ins Wasser gehe, wenn sie mit dem Kinde nach Hause käme, außerdem gäbe es Prügel, wenn sich das Mädchen zu Hause einfände. Nun irrte das Mädchen mit ihrem Kinde planlos in Fürth herum, nachmittags gegen 4 Uhr ließ sich die verzweifelte Mutter draußen vor der Stadt an einem Rain nieder. Mutter und Kind hatten an diesem Tage noch nichts genossen. Das Kind war vor Müdigkeit und Hunger eingeschlummert. Plötzlich kam der jungen Mutter der verzweifelte Gedanke, das Kind zu töten. Sie drückte das schlafende Kleine solange an ihre Brust, bis es tot war. Mit dem toten Kinde im Arm irrte das Mädchen noch stundenlang herum. Schließlich warf es die kleine Leiche in den Frauenabort des Fürther Bahnhofes. Als das Mädchen später eine Vorladung vor das Vormund-schaftsgericht bekam, wurde es von Findeis auf den Fürther Bahnhof bestellt. Der Fabrikant ließ das Mädchen einen Revers unterschreiben, in dem es sich verpflichtete, daß es vor Gericht eine fingierte Person als Vater angebe, damit der Name des Findeis nicht in die Oeffentlichkeit komme. Findeis verpflichtete sich, daß er Alimente in bescheidener Höhe zahle. Das eingeschüchterte Mädchen, das vom Tode des Kindes nichts sagte, ging auf diese Forderung ein und machte vor Gericht die verlangten Angaben. Danach trat es in Stuttgart in Dienst. Als das Vormundschaftsgericht Zweifel in die Angaben des Mädchens setzte und nachforschte, nahm das Dienstmädchen auf dem Bismarckplatz in Stuttgart aus einem Sportwägelchen einen fünf Monate alten kleinen Buben weg, fuhr damit nach Fürth und brachte ihn dort als ihr eigenes Kind unter. Durch eine Anstaltschwester kam die Unterschlebung des Kindes auf. Nach mehreren Wochen bekamen die geängstigten Eltern in Stuttgart ihren Buben wieder zurück. Der Vater des geraubt gewesenen Kindes, Feinmechaniker Meier aus Stuttgart, erklärte, daß seinetwegen das Mädchen nicht bestraft werden sollte. Die Nürnberger Geschworenen nahmen an, daß die junge Mutter, als sie ihr Kind tötete, ihrer Sinne nicht mächtig war und verneinten die Schuldfrage auf Kindesmord. Wegen Kindes-raubes wurde das Mädchen alsdann zu der schweren Strafe von einem Jahr und zehn Monaten Gefängnis verurteilt, wovon vier Monate Untersuchungshaft abgerechnet wurden. Fabrikant Findeis, der die Hauptschuld an dem Unglück des Mädchens trägt, war nicht angeklagt; er war als Zeuge geladen und hatte noch den traurigen Mut, sein Opfer zu belasten.

## Sind Katzenhaare giftig?

Von Dr. Th. Zell.

In manchen Gegenden herrscht der Glaube, daß die Haare der Katzen giftig seien. Der vortreffliche Naturforscher Lenz, der selbst viele Katzen hielt, ist der Sache nach Möglichkeit auf den Grund gegangen. Er gelangt zu dem Ergebnis, daß der Glaube durchaus unbegründet sei. Er habe beispielsweise viele Jahre hindurch Familien beobachtet, bei denen fortwährend in den Stuben Katzen waren, namentlich in den Händen der Kinder. Niemals habe er den geringsten Nachteil feststellen können, ebensowenig bei Leuten, die im Winter Katzenpelze trugen. Auch Hunde, die sich mit Katzen rauften und das ganze Maul voll Katzenhaare bekamen, hätten darunter in keiner Weise gelitten.

Bestätigt wird diese Ansicht von Lenz dadurch, daß viele Menschen wegen Rheumatismus Katzenfelle tragen. Wäre an dem Glauben etwas Wahres, so hätte sich doch längst irgendein Nachteil herausstellen müssen.

Wie konnte überhaupt der Glaube entstehen, daß Katzen giftig sind, wenn man gerade Katzenfelle als Heilmittel benutzt? Lenz geht auf diese Frage nicht ein. Auch sonst ist mir nicht bekannt, daß sich irgendein Naturforscher hiermit beschäftigt hat.

Sehr naheliegend ist der Gedanke, daß die Eigentümlichkeit des Katzenpelzes, elektrisch zu sein, zu diesem Glauben Anlaß gegeben hat. Bei manchen Katzen knistert das Fell zuweilen stark, wenn es mit der Hand rückwärts gestrichen wird, wobei sich im Dunkeln Fünkchen zeigen. Dagegen spricht jedoch die Tatsache, daß man die Eigenschaft, elektrische Kräfte zu offenbaren, zuerst am Bernstein (elektron) beobachtet hat. Kein Mensch ist aber je auf den Gedanken gekommen, den Bernstein deswegen für giftig zu halten. Man benutzt ihn bekanntlich mit Vorliebe zu Mundstücken.

Der Grund muß also anderswo gesucht werden. Landbewohner pflegen gute Tierbeobachter zu sein, zumal sie zum Betrachten der Tierwelt die vortrefflichste Gelegenheit haben. Da ist es ihnen sicherlich aufgefallen, daß Fliegen, die sich auf jeden Gegenstand setzen, sich niemals auf eine Katze setzen. Der Wissenschaft halber habe ich viele Jahre Katzen gehalten und mir diese Erscheinung für Zufall erklärt. Sonnte sich nämlich eine Katze, so waren auch Fliegen in der Nähe und umkreisten sie. Manche machten auch den Versuch, sich auf die Katze zu setzen, aber niemals führten sie den Plan aus. Da es sich bei meinen Katzen um Ausnahmeerscheinungen handeln konnte, so habe ich überall, wo Katzen gehalten wurden, gebeten, auf diese Merkwürdigkeit Obacht zu geben. Es war bisher niemandem aufgefallen, aber von allen Seiten wurde mir bestätigt, daß man niemals eine Fliege auf einer Katze habe sitzen sehen.

Drei Gründe könnte man für dieses Meiden geltend machen, nämlich folgende: Die Fliege kann den Katzengeruch nicht vertragen. Damit steht in Widerspruch, daß Fliegen auf großen Katzen, z. B. Löwen usw., wovon ich mich wiederholt überzeugt habe, in großer Anzahl sitzen. Oder die Fliege meidet die Katze, weil sie vortrefflich Fliegen fangen kann. Daß die Katze eine Fliege häufig fängt, ist bekannt, aber ein geschickter Junge macht es mindestens ebenso gut. Auch Affen fangen, wie ich oft gesehen habe, Fliegen sehr gewandt. Trotzdem setzen sich Fliegen äußerst dreist auf Knaben und Affen. Der wahre Grund ist, wie ich annehme, der Bau des Katzenhaares. Dieses ist sehr fein und so schwach, daß es nicht einmal eine Fliege trägt. Deshalb setzt sich diese nicht darauf.

Diese Erscheinung ist wohl vielen Landbewohnern aufgefallen, und sie schlossen daraus, daß die Haare giftig seien. Daraus fabelte man, daß, wer ein Katzenhaar verschluckt, die Schwindsucht bekommt, und was dergleichen Aberglaube mehr ist.

## Patientin Nr. 47.

### Heilstätten-Erinnerungen.

Witten im Winter erhielt ich die Aufforderung, mich in der Heilanstalt des kleinen Gebirgsdorfes Sch. einzufinden. Für den eigenen Bedarf sind nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände

mitzubringen.“ So oder ähnlich lautete das Schriftstück. Also packte ich Kamm, Bürste, Seife und einige Bücher in die Handtasche und überließ mich der Klingenbahn, die mich an mein Ziel brachte.

Recht freundlich wurde ich in der Heilanstalt, einem früheren, ältesten Schlosse, aufgenommen. Mein Zimmer mußte ich mit noch zwei Patientinnen teilen. Die Wäsche, die eine Schwester mir übergab und die ein Gewicht von mindestens 5 Kilo repräsentierte, sollte ich am nächsten Tage anziehen. Zur Vervollständigung meiner Toilette brauchte ich natürlich auch ein Kleid, — also hinunter in die Fließtuba. Dort wurde ein recht ausgewaschenes, aus blau bedrucktem Kattun hergestelltes Kleid für mich herausgesucht. Das sogenannte Sonntagskleid — ebenfalls aus demselben Stoff, in etwas dunklerer Färbung — wurde mir gleich mitgegeben. 1. und 2. Garnitur! Na so ähnlich mag's wohl bei den Soldaten zugehen, so dachte ich mir, packte gleichmütig die Kleider und legte sie zu dem übrigen Ballast. Ich befand mich unter den Patientinnen der dritten Station, die von einer noch jungen und kräftlich aussehenden Schwester geleitet wurde. Vor jeder Mahlzeit sprach sie automatisch ein kurzes Gebet, langte ebenso automatisch nach der Pillenschachtel und teilte an die Blutarmen zwei Pillen aus. Sie war es auch, die die „Ehrenämter“ übertrug, die den Streit unter den Kranken schlichteten und bei Entwendungen sich als Sherlock Holmes betätigen mußte. In dem unterwürfigen Ton, den die Patientinnen im Verkehr mit den Schwestern vielfach gebrauchten, konnte man merken, daß die Kranken sich zum größten Teil aus der unaufgeklärtesten Berufs-schicht — den Dienstmädchen und Hausangestellten — rekrutierten. Wenn man gewohnt ist, als aufrichter Mensch durch das Leben zu gehen, dann berührt einem die kriecherische Manier unangenehm.

Früh um 6 Uhr wurden wir geweckt. Ein Dienstmädchen brachte ein Zalgstümpflein, setzte es auf den Ofen und verschwand wieder. Und nun begann bei mir die „große Kunst“ des Anziehens. Die vielen Unterkleider brachten mich fast in Verzweiflung. Auch der Rock wollte nicht so recht passen. Aber um 7 Uhr zum ersten Frühstück konnte ich mich zu den anderen Frauen gesellen. Damit war ich eingereiht in die Schar der Heilungsuchenden und zwar als Nr. 47. Nach dem Kaffee brachten meine Stubengenossinnen das Zimmer schnell in Ordnung, nahmen eine Handarbeit vor und vertieften sich darin. Ich schaute ihnen eine Weile zu. Die Sache wurde mir aber bald zu langweilig, und ich holte mir kurz entschlossen aus meiner Reisetasche etwas zu lesen. Es war Dostojewskis *Na s k o l n i k o w*, dieses in psychologischer Hinsicht außerordentlich interessant und packend geschriebene Meisterwerk. Allerdings kaum die geeignete Krankenlektüre.

Nach dem zweiten Frühstück wurde ich „zur Ausnahme“ zu der Oberin gerufen. Meine Personalien wurden festgesetzt. Religion: Dissident. „Was ist das“, fragte die Oberin. Ich gab ihr eine Erklärung. „Dann sind Sie also eine Heidin. Wie vermag man so zu leben!“ Die nun folgende 1½ Stunden dauernde Unterhaltung brachte selbstredend keine Verständigung. Ich habe während meines Aufenthalts noch oft genug das Wort „bist“, das auf meiner am Bett angebrachten Tafel stand, erklären müssen.

Um 12 Uhr versammelten sich die 84 Patientinnen in drei Speisesälen. Die Kost war gut und ausreichend. Was mich allerdings befremdete, war das Ausschänken von Bier, deshalb, weil eine Anzahl Plakate auf den fragwürdigen Nährwert und auf die Gefahren alkoholischer Getränke hindeuteten. Die Tageseinteilung in der Heilstätte wurde mit großer Pünktlichkeit innegehalten. Gleich nach dem Kaffee bemächtigte sich der Kranken eine Unruhe. Alles lief in die Schlafräume und entwiderte eine fieberhafte Tätigkeit. Dort lag eine Kranke mit Eimer und Schenkelappen, eine andere mit Besen und Schaufel und Wischtuch, hier wurden die Betten neu aufgeschüttelt, die diversen Strickstrümpfe verstreut, Blätter unter die Bettdecke geschoben. Eine sehr Reugierige stellte sich an die Treppe und lauschte nach den Geräuschen im unteren Stockwerk. Der Ruf ertönte: Er kommt! Jede Kranke stellte sich an ihr Bett, kerzengrade, mit geängstigtstem Ausdruck. Und dann kam der Gefürchtete, der Arzt, der die Kranken durch seine Brillengläser ansunkelte und an jede die gleichmäßig stereotype Frage richtete: Wie geht's? Die Antwort lautete, wie ja auch kaum anders zu erwarten war: Gut. Hatte aber doch eine oder die andere Beschwerden und äußerte-diese, so schüttelte der Gestrenge ungläubig sein Haupt und verordnete irgend etwas. Diese hastenden Vorbereitungen für die Arzt-Visite, dieser lächerliche Aufwand und dieser fast preussische Drill hatten denn auch auf mich ihre Wirkung nicht verfehlt, und ich lachte aus Leibesträften, was denn auf meine Stubengenossinnen aufsendend wirkte. Ich, die Neue, mußte jetzt hinunter in die „Dokortube“. Nun war mir auch das schöne Benehmen der Kranken verständlich. Der Herr Doktor beliebte recht kurz angebunden zu sein. Kurz — und grob. Nach einer oberflächlichen Untersuchung konnte ich auf der mir überreichten Fiebertabelle die Verordnung des Arztes lesen: Kreuzbinder, Douchen, Pillen — eine Verordnung, die fast ausnahmslos allen Patientinnen gegeben wurde. Drei Wochen später erhielt ich eine dreimalige Tuberkulin-Einspritzung, die Fieber hervorrief und mich bettlägerig machte. Ich wollte mich dieser diagnostischen Tuberkulinprobe widersetzen, doch half mir alles nichts, ich hätte sonst die Anstalt verlassen müssen.

Was mir den Aufenthalt behaglicher machte, war das Ueberstehlen in ein kleines Stübchen, das ich allein bewohnen durfte. Da konnte ich nach Herzenslust lesen und schreiben, ich konnte auf den dick verschneiten Park hinunterfahren und ausblicken zu den weißen Bergen. In meinem Stübchen las ich in Ruhe die Parteizeitungen, die ich mir allwöchentlich vom Kolporteur holte. Aber auch manch Ständchen wurde mit einigen Schwestern verplaudert, die mich recht verwöhnten und mir oft Lederbissen heimlich zusteckten.

Die Zeit verstrich. Von dem kleinen Gebirgsdorf sah man nur noch einige Schornsteine; der Winter halte die Häuser mit einer weißen Decke vollkommen eingehüllt. Ich lernte das Nodeln und fand Gefallen an den wöchentlichen Ausflügen in die tief verschneiten Berge hinein.

Stundenlang konnte ich, eingewickelt in Pelze, auf dem Liegestuhl zubringen, und wenn die Schneeflocken neckisch in Nase und Ohr hineinkrochen, da kannte ich kein Verlangen nach großstädtischen Genüssen.

Der schnelle Tod einer Kranken brachte große Unruhe und Aufregung unter die Patientinnen. Jede glaubte, ihr letztes Stündlein habe nun geschlagen. Choralgesänge und traurige Volkswaisen schallten kurze Zeit durch das Haus. Als aber eines Tages die Oberin nach dem Mittagessen verschiedene Stellenangebote bekanntgab, da war die Toie, die man kaum gekannt und der man so viele Tränen nachgeweiht hatte, schon vergessen. Die Frau Apotheker B. im Ort und die Frau Guisbesitzer E. im Nachbarort und noch einige andere Frauen suchten tüchtige, fleißige Dienstmädchen, denen sie bei mäßigem Lohn gute Behandlung zusicherten. Und wenn auch die Oberin noch so viel Nüchternes von den Frauen zu erzählen wußte, die Mädchen waren mißtrauisch, es ließ sich keine Iddern.

Zwei Monate war ich bereits in der Heilanstalt, als die Schwester von der dritten Station, völlig erschöpft von der über- schwebenden Arbeitslast, zusammenbrach. Die Kranke wurde in das Mutterhaus gebracht und eine andere junge, kräftige Schwester übernahm die Vertretung. Aber nun war guter Rat teuer. Die Abendandachten mußten ohne begleitendes Harmoniumspiel abgehalten werden, denn nur die Kranke war im Spiele geliebt. Die Oberin intonierte, doch ihre eigene Unsicherheit im Gesang übertrug sich auf die kleine Gemeinde. So entstand ein Chaos von Tönen, das nicht gerade lieblich klang. Da trat man an mich mit der Bitte heran, das Harmoniumspiel bei den Andachten zu übernehmen. Ich war's zufrieden. Da habe ich, — die „Heidin“, 4 Wochen noch allabendlich die Pedale getreten.

Dann kam auch für mich der Tag des Abschiednehmens. Der Kleiderack Nr. 47 lag auf meinem Bett, und ich war froh, wieder meine eigenen Kleider anziehen zu können. Einige Schwestern brachten kleine Blumensträuße mit an die Bahn und recht vergnügt fuhr ich dem Frühling entgegen, der Großstadt zu.

Die Landesversicherungsanstalten vergessen ihre Pflinglinge nicht. Und wenn mich auch mein Weg viele hundert Kilometer weiter führte, suchte und fand mich die Versicherungsbehörde. Die wohl zu statistischen Zwecken gestellten Fragen, ob ich noch am Leben sei und ob die Kur den gewünschten Erfolg gebracht habe, konnte ich glücklicherweise mit einem „Ja“ beantworten.

Meta Filip.

## Aus Welt und Leben.

Die sozialdemokratischen Frauen der Schweiz sammeln für eine Massenpetition an die Strafrechtskommission Unterschriften und verlangen Aufhebung des Verbots der freiwilligen Abtreibung. Bereits hat sich der Widerspruch der Strafbarkeit von Manipulationen der Frauen am eigenen Körper bei völliger Straflosigkeit der Verfänger auch im Volksbewußtsein geltend gemacht. So haben die Geschworenen im Kanton Zürich in vielen Fällen von Abtreibung freigesprochen, obwohl das Gesetz Gefängnis, ja sogar Zuchthaus vorsieht. Selbstverständlich verlangt die Petition der sozialdemokratischen Frauen nur die Straffreiheit der Frauen, die an sich die Abtreibung vornehmen lassen, nicht aber die Straflosigkeit der Kumpfsucher, die die Klugheit und Unwissenheit der Frauen ausbeuten. — Trotzdem dieses Begehren allseitig als gerecht anerkannt wird und die Unterschriftenbogen sich füllen, haben es die katholischen Arbeitervereine für notwendig gefunden, gegen diese „unsittliche“ Petition zu protestieren. Die geistlichen Führer dieser Frauen wollen also, daß an Stelle offener ärztlicher Behandlung der Kumpfsucherschwindel weiter blüht — denn die Abtreibung selbst können die Gesetze doch nicht verhindern.

Mutterschaftsfürsorge in der Kleinstadt. Die Sorge für die Mütter: die werdenden und die nährenden, die in Paris und einigen anderen großen Städten beachtenswerte Einrichtungen geschaffen hat, ist nicht an die Großstadt gebunden. Das ostfranzösische Städtchen Remiremont (Dep. Vogesen), das nur einige 10 000 Einwohner zählt, zeigt, wieviel mit Eifer und Verständnis auch in kleinen Verhältnissen geleistet werden kann. Dort entschloß man sich zur Nachahmung des Pariser Vorbildes, um die ungeheuerliche Kindersterblichkeit (1908/04 38 Prozent!) einzudämmen. 1906 begann man; im August erhielten etwa 15 stillende Mütter freies Mittagessen in einem besonderen Raume des alkoholfreien Restaurants. 1912/13 nahmen 52 Mütter die Speisung in Anspruch. Vom 1. September 1912/13 wurden 10 920 (auf den Tag 30) Mahlzeiten verabfolgt. Die Kosten stellen sich für die Mahlzeit auf 34 Pfennige. Die Mütter erhalten sie gewöhnlich für 12 bis 15 Monate, bis zur Entwöhnung des Kindes. Gestorben ist nur ein Kind: eine Sterberate von 2 Prozent, während

der allgemeine Satz in der Stadt i. J. 1912 = 15 Prozent war. Kinderwäsche wurde an 31 Mütter verabfolgt. Ein Wettbewerb wurde veranstaltet, bei dem 6 Preise und 80 Franken bar für gutgehaltene Kinder verteilt wurden. Abmal wurde ärztliche Beratung in allgemeinen Zusammenkünften erteilt. Doch besucht der Arzt auch die Speisehalle und nötigenfalls die Familien. Dank dem verständnisvollen und hingebenden Zusammenwirken aller Beteiligten und der Beihilfe der Gemeinde ist der Beweis erbracht worden, daß es schon heute selbst in kleinen Verhältnissen möglich ist, die Massensterblichkeit der Säuglinge zu bannen und die Grundlage für das Heranwachsen eines kräftigen und leistungsfähigen Geschlechts zu legen.

Der Streikengel von Calumet. Unter diesem Namen kennt man im Gebiete der streikenden Kupferbergleute Michigans ein reiches junges Mädchen aus Newyork, Marie Braca, die ihr luxuriöses Heim verlassen hat, um den Streikenden zu helfen und der Härte des strengen nordwestlichen Winters mit ihnen zu trotzen. An der Newyorker Universität studierte sie Nationalökonomie und bestand alle Examina, worauf sie sich dem rauhen Leben der Viehhirten des fernen Südwestens zuwandte und den ganzen Tag im Sattel zubrachte. In Los Angeles wurde sie durch die Reden Job Harrimans und die Romane Jack Londons und Upton Sinclairs zum Sozialismus bekehrt, dem sie jetzt dient. Mit Empfehlungsbriefen versehen, reiste sie in das Streikgebiet, wo sie seit zwei Monaten alle Strapazen der Agitation erträgt, bei bitterer Kälte Schlittensfahrten von 30 Kilometern mache usw. Aus eigenen Mitteln schaffte sie Kleidung und Schuhwerk in großen Mengen für die Frauen und Kinder der Streikenden an — „die wackersten Frauen und Kinder, die ich je kennen gelernt habe,“ erklärte sie.

Man weiß, daß unter den amerikanischen Reichen und Gebildeten Erscheinungen wie Marie Braca nicht mehr ganz vereinzelt sind. Zahl doch der Sozialismus tausende Anhänger unter Studenten, Professoren und akademischen Berufsangehörigen. Sie trennen sich von der Kapitalistenklasse, um ein Teilchen des von ihr verübten Unrechts gutzumachen und die Herbeiführung einer höheren Ordnung vorzubereiten. Zum Ausgleich stehen dem Unternehmertum aus der Arbeiterklasse die Pinkertons, Keiling und Konforten zur Verfügung. Welche Auslese nach oben und unten doch der Klassenkampf vollbringt!

## Gesundheitspflege.

Heilung des Keuchhustens durch Suggestion. Prof. Hamburger in Wien stellte in der Gesellschaft der Ärzte in Wien ein 3 Jahre altes Mädchen vor, das von einem seit 5 Wochen bestehenden Keuchhusten durch Elektrizität in zwei Tagen geheilt wurde. Der Fall soll ein typisches Beispiel dafür sein, daß der Keuchhusten, wenn er einmal 5 bis 6 Wochen gedauert hat, sehr häufig nunmehr als eine Nervenerkrankung anzufassen ist, in der Art, daß die Kinder die Hustenanfälle mit allen charakteristischen Eigentümlichkeiten aus reiner Gewohnheit beibehalten, obwohl die eigentliche Krankheit schon geschwunden ist. Man kann daher den Keuchhusten einteilen in ein Stadium, in dem die Anfälle infolge der Gewebeveränderungen auftreten müssen und in ein Stadium, in welchem sie trotz Abheilung der organischen Veränderungen auf dem Wege des Reflexes erhalten bleiben. Das organische Stadium dauert in den meisten Fällen nicht länger wie 5 oder 6 Wochen, und Prof. Hamburger empfiehlt daher, um diese Zeit eine energische Suggestionstherapie zu beginnen und dazu eignet sich in ausgezeichneter Weise der paradiesche Strom. Man kann dann oft in sehr kurzer Zeit die Häufigkeit der Anfälle wesentlich vermindern und die eigentlichen Keuchhustenanfälle ganz zum Schwinden bringen.

## Für Haus und Hof.

In der Brutzeit der Vögel halte man nicht nur die Kagen, sondern auch die Kinder von den Nestern fern. Die Vögel dürfen im Brüten nicht gestört werden, und die Nester müssen unberührt bleiben. Von den Kagen ist zu sagen, daß diese zwar die natürlichen Feinde der Vögel sind; aber das gibt dem Menschen noch kein Recht, gegen sie unmenüchlich vorzugehen, z. B. in Schnappfallen ihnen die Beinchen zu zerbrechen, und die Tiere stundenlang eingeklemmt liegen zu lassen. Eine ordentliche Peitsche und tüchtige Wasserspritze helfen schon viel, wenigstens bei Tage. Allerdings bei Nacht sind die Vogelnester gegen die umherstreifenden Katzen schutzlos, wenn man nicht Dornhecken oder Blechschafelkränze um die Baumstämme herumlegen kann, was freilich nur die Hochbrüter zu sichern vermag. Hier muß noch die Gesehgebung eingreifen und das Zuviel an Kagen einschränken, indem sie die Mitte zwischen Vogelschutz und Kagenschutz zu treffen sucht; denn unzweifelhaft sind die Kagen als Mäusefänger auch nützlich. Das Rabenflugblatt Nr. 309 des Berliner Tierischschutzvereins (Berlin S.W. 48) deutet diesen Mittelweg an. Es wird gratis verandt.